Abgründe

Autor(en): **Käslin, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **6 (1911-1912)**

Heft 10

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-751263

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Abgründe

Von **Hans Käslin**

Die kleine Gesellschaft im Gasthof zum Edelweiß unterhielt sich am Abendtisch über Verbrecher und verbrecherische Handlungen. Eine Dame, die mehrere Jahre lang im Dienst einer humanitären Gesellschaft im Londoner Ostende tätig gewesen war, hob den depravierenden Einfluß übler sozialer Verhältnisse mit Nachdruck hervor. Ihr gegenüber betonte ein Arzt, ein älterer Mann, daß es doch auch geborene Übeltäter gebe, indem jede Schicht der menschlichen Gesellschaft von Zeit zu Zeit ein Individuum erzeuge, das durch seine natürlichen Neigungen gewissermaßen zum Verbrechen voraus bestimmt sei. Als dem Sprecher dabei eine Anspielung auf ein eigenes Erlebnis entschlüpfte, wurde er von mehreren Seiten gebeten, Näheres darüber mitzuteilen. Nach einigem Sträuben ließ sich der Arzt dazu bereit finden und erzählte folgendes:

Vor fünf Jahren hielt ich mich im Sommer in dem Bergdörfchen Schlur in der inneren Schweiz auf. Wenige Tage nach meiner Ankunft wurde die Leiche eines Touristen, der an der Arber-Lücke abgestürzt war, zu Tale geführt. Da der Amtsarzt nach einer entfernten Alp aufgebrochen war, wurde ich vom Ortsvorsteher gebeten, an Stelle des Abwesenden einen Augenschein an dem Verunglückten vorzunehmen und ein Protokoll über den Befund zu unterzeichnen. Der arme Mensch war schlimm zugerichtet: die linke Hand eine formlose Masse, der rechte Arm dreimal gebrochen und aus dem Gelenk gedreht, der ganze Unterkiefer weggerissen. Bei meiner Arbeit leistete mir ein Mann, der schon beim Transport der Leiche mitgeholfen hatte, gute Dienste. Langsam und mit geschickten Griffen entblößte er den Körper und legte ihn wie ein geschulter Anatomie-Diener für die Untersuchung zurecht, unterließ auch nicht, mich auf einige kleinere Läsionen aufmerksam zu machen, die sein spähender Blick entdeckte. Mein Werk war bald getan. Während ich mir die Hände reinigte, fragte ich meinen Gehilfen nach seinem Namen und ob er Führer sei. Er heiße Joseph Imries; im Besitze des Führerpatentes sei er noch nicht, hoffe es sich jedoch im kommenden Sommer zu erwer-

ben, falls wieder ein Kurs abgehalten werde. Die Berge kenne er so gut wie einer, er habe zum Beispiel schon manche Partie auf den Tschingel geführt. „I han au scho mänge — eine Handbewegung sagte mir, daß er meinte: manchen Abgestürzten — is Tal abe treit.“ Das Lachen, mit dem der Führeraspirant diese Worte begleitete, klang mir widerwärtig, und meine Empfindung verstärkte sich, als ich mir den Mann näher ansah. Mit seinem spitzen Schädel, der brauenlosen, am untern Rande scharf abgesetzten Stirn, unter der sich zwei halbgeschlossene Augen bargen, den starken Backenknochen und dem braunen Bartgeflecht erinnerte er mich an einen der Knechte auf einer Geißelung Christi von Grünewald, die ich in einer süddeutschen Galerie, ich glaube in Karlsruhe, gesehen habe.

Beim Nachtessen erkundigte ich mich nach den näheren Umständen des Unglücks. Ich erfuhr, daß der Tourist am selben Morgen von Schlur aufgebrochen sei, um über die Arber-Lücke nach Matten zu gehen, daß er bei einer Gabelung des Weges, statt nach links abzubiegen, rechts gegangen und oben in den Schroffen abgestürzt sei. Der Pfad rechts hinauf sei verlockend, weil der Grat, zu dem er führe, niedriger liege als die Lücke links, so daß man einen bequemeren Übergang vermuten könne. Jenseits aber falle das Gewände steil ab, und nur die der Berge gewohnten Leute aus der Gegend fänden sich da zurecht. Der Wirt, welcher zugehört hatte, mischte sich nun ins Gespräch: „Man sollt's nicht glauben, wie dumm sich manche Leute anstellen in unsern Bergen. Immer wieder sage ich, wenn einer nach der Lücke aufbricht: Ihr müßt links halten über der Gand, links hinauf kommt Ihr zum richtigen Übergang. Und immer wieder weiß es einer besser, geht rechts und versteigt sich, daß man ihn mit Seilen und Leitern herunterholen muß, wenn er nicht gar zu Tode fällt. Letztes Jahr hab' ich den Joseph mit einem deutschen Herrn geschickt bis zur Stelle, wo die Wege auseinandergehen. Was glauben Sie? Während der Imries von da wieder absteigt, läuft der Tourist doch rechts hinauf — am andern Tag haben sie ihn mit zerschmettertem Schädel hieher zurückgebracht. Was soll man zu einer solchen Dummheit sagen?“

Als ich mir eine Zigarre anstecken wollte, vermißte ich mein Taschenmesser. Ich erinnerte mich, es in der leer stehenden Sennhütte, wohin man den Verunglückten gebracht hatte, auf eine Bank gelegt zu haben und bat mir vom Wirt eine Laterne aus, um es drüben zu holen. Der etwas

abseits stehenden Hütte mich nähernd, bemerkte ich, daß drinnen Licht brannte. „Wohl ein paar alte Frauen, die Totenwache halten“, dachte ich mir. Dem war aber nicht so. Vielmehr sah ich, durch das niedrige Fenster in den Raum hineinspähend, wiederum meinen Gehülfen von vorhin, den Joseph Imries. Das weiße Laken, das über die Leiche gebreitet war, hatte er weggezogen und beugte sich, eine Laterne tief herabsenkend, über die verzerrten Züge des Toten. Das war doch sonderbar. Ich öffnete rasch die Türe — Imries schrak zusammen, wie wenn ihn einer plötzlich auf den Rücken geschlagen hätte. Auf meine Frage, was er denn da mache, erhielt ich zuerst keine Antwort; dann stotterte er, sich gesenkten Blickes zur Türe hinausdrückend, hervor: er hebi nume no-n-emol welle luege. — Mein Messer fand ich, wo ich es abgelegt hatte. Im Begriffe, das weiße Linnen vom Fußende her wieder über die Leiche zu ziehen, sah ich zu meiner peinlichen Überraschung die glasigen Augen des Toten, weit geöffnet, ins Leere starren. Und doch erinnerte ich mich genau, daß die Lider geschlossen gewesen waren, als ich untersuchte. An einen Fall von Scheintod war nicht zu denken. Also mußte ein Mensch, von dem sonderbaren Gelüste getrieben, in dieses erloschene Auge zu sehen, sie berührt haben. Dieser Imries fing an, mir unheimlich zu werden.

Am folgenden Abend kamen fünf junge Leute, Mitglieder eines ländlichen Turnvereins, ins Hotel. Sie äußerten die Absicht, in der Morgenfrühe über die Arber-Lücke zu gehen und bereiteten sich auf die Wanderung vor, indem sie auf dem Vorplatz vor dem Gasthaus bis in die Nacht hinein zechten. Ihr lärmendes Reden ließ mich, der ich gewöhnt bin, früh zu Bette zu gehen, nicht einschlafen, und als die Stunde, die mir in der Regel den Schlummer bringt, vorüber war, da merkte ich, daß ich die ganze Nacht hindurch wach liegen würde. So stand ich denn schon um drei Uhr auf, um bei dem schönen Wetter eine Frühwanderung zu unternehmen. Es reizte mich, die Gegend an der viel besprochenen Lücke einmal in Augenschein zu nehmen. Nach anderthalb Stunden starken Steigens stand ich über der Gand bei der Gabelung. Ich begriff, daß man hier leicht irren könne; denn ein ziemlich breiter Pfad führte nach rechts in die Bergwiese hinein, wo er sich nach etwa dreißig Metern allerdings verlor. Ich hielt mich links und blickte nach weiteren anderthalb Stunden von der Höhe des Joches auf die bequemen Windungen des Pfades hinab, der zu der weißglänzenden Kirche von Matten hinunterführt.

Als ich mich, auf dem Rückmarsche begriffen, wieder der Gabelung näherte, sah ich dort unten eine Gruppe von Menschen stehen, von denen einer in eine Karte guckte, während ein anderer mehrmals mit starker Armbewegung nach rechts hinauf wies. Kein Zweifel, es waren die Turner von gestern abend, die natürlicherweise später aufgebrochen waren, als sie sich vorgenommen hatten. In dem Wegweisenden aber erkannte ich — den Führeraspiranten Joseph Imries. Man hatte mich bemerkt, und der junge Mann mit der Karte kam mir mit fragendem Gesicht entgegen. Ich hörte Imries in ärgerlichem Tone sagen: „Ihr händ mich g'frogt, ob me-n-abchirze chenni. Wend er nid wänd, so lönd's halt si." Dann wandte er sich, mich mit fliegendem Blicke streifend, zum Gehen. „Ihre Karte sagt Ihnen das Richtige", belehrte ich den Zweifelnden. „Da links hinauf geht Ihr Weg." Die jungen Leute rückten ihre Tragsäcke zurecht und schritten nach kurzem Danke voran. Ich war noch in Hörweite, als der Hinterste seinen Gefährten zurief: „Jetzt ist der Führer wieder bergab und hat nicht einmal sein Trinkgeld verlangt. Das ist doch kurios!"

Es war noch früh am Vormittag; unten mußte es brennend heiß sein. Ich beschloß, noch auf der Höhe zu bleiben und einmal den berüchtigten Pfad zur Rechten zu verfolgen. Vom Grat aus, den ich bald erreicht, bot sich mir ungefähr dieselbe Aussicht wie von der Arber-Lücke. Der Berg fiel aber hier steil ab, und ich fragte mich, wie es ein Mensch wohl anstellen müßte, um von diesem Punkt aus nach Matten zu gelangen. Und doch: man brauchte vielleicht nur dem Grasband rechter Hand zu folgen; wahrscheinlich ließ sich von diesem aus weiter drüben ein Abstieg finden. Mit aller Behutsamkeit setzte ich den Fuß auf das etwa einen Schuh breite Band, dessen Gras von menschlichen Tritten niedergedrückt schien. Etwa zehn Meter weit ging's ganz gut, und ich begann meine Vorsicht lächerlich zu finden. Im Begriff, den linken Fuß wieder voranzusetzen, fühlte ich nun aber plötzlich, daß das Gras keinen Halt mehr bot. An die Stelle des Pfades traten lose, aus der Bergwand herausstehende Grasbüschel, auf denen der Fuß gleiten mußte. Und unten, das sah ich nun genau, fiel der Fels wohl hundertundfünfzig Meter tief senkrecht ab. Ich entfernte mich, langsam rückwärts schreitend, von der unheimlichen Stelle und war froh, als ich wieder auf dem zackigen Gestein des Joches stand.

Die Aufregung, in die mich die Begegnung mit den Touristen und das Begehen des Grasbandes versetzt hatten, war noch nicht von mir gewichen, als

ich, in die Dorfstraße einbiegend, den Imries am Brunnen stehen sah, wo er ein Pferd tränkte. Er tat, als sehe er mich nicht, ich aber ging auf ihn zu und fuhr ihn an: „Zum Teufel! Ihr wollt ein Führer sein und weist die Leute auf Wege, wo sie den Hals brechen müssen. Entweder Ihr kennt Eure Berge nicht — oder — oder — aber das kann man ja gar nicht denken, noch weniger sagen! Schämen solltet Ihr Euch!“ Imries ließ mich ruhig ausreden, dann erwiderte er, mir einen Blick, dessen Tücke ich nie vergessen werde, von schräg unten zusendend: „Die Herre händ mich nach em chirzischte Wäg gfrogt, und de ha=n=ich ne aggäh. Ich bi sälber au scho rächts übere uf Matte=n=abe.“ Ich fuhr auf: „Aber Ihr wißt, daß es sehr gefährlich ist, Herr Bergführer! Ihr solltet doch die Leute warnen. Ihr seid ein rechter Esel oder ein —.“ Ich würgte das Wort „Schuft“, das sich mir auf die Lippen drängte, hinunter und wandte mich zum Gehen. Als ich den Eindruck nachprüfte, den mir Imries bei dieser Auseinandersetzung gemacht hatte, kam ich zu dem Schlusse, daß er zu jenen geistig Minderwertigen gehören müsse, die sich durch eine gewisse Anstelligkeit und Schlauheit in der Gesellschaft normaler Menschen zu behaupten verstehen, die aber unter Umständen für diese eine wirkliche Gefahr bedeuten. Ich beschloß, den Hotelier von meinen Beobachtungen in Kenntnis zu setzen. Doch wollte ich das erst tun, wenn ich in den folgenden Tagen meine ganze Ruhe wiedergefunden haben würde.

Wie die Damen und Herren bemerkt haben werden, beschäftige ich mich gerne mit Pflanzenkunde, und so benutzte ich auch meinen Aufenthalt in Schlur zu botanischen Exkursionen. Ein junger Gymnasiallehrer, der im selben Gasthof wohnte, bezeichnete mir eine Mulde am Schafberg als besonders ergiebig. Er habe neulich dort eine Reihe von ziemlich seltenen Spezies gefunden, unter andern die Pirolo uniflora, ein Pflänzchen, das auf zierlichem Stengel ein apartes weißes Blütchen trägt. Gerade nach dieser gelüstete es mich, und so machte ich mich denn eines Morgens auf den Weg nach dem Schafberg. Die Stelle mußte leicht zu finden sein, denn sie lag unter einer steilen Geröllhalde, die man vom Hotel aus gut sehen konnte. Es war noch heißer als an jenem andern Morgen, und so traf ich auf dem Wege durch die Matten, wo das duftende Berggras dem Schnitt entgegenreifte, nicht einen Menschen an. Erst als ich schon ordentlich gestiegen war, entdeckte ich seitlich von meinem Standort in der Tiefe einen Mann, der offenbar zur Schafalp emporstrebte. Der Weg

dahin umgeht den Fuß des Berges und gewinnt die Höhe, indem er die erwähnte Geröllhalde durchquert. Wer der Wanderer sei, ob ein Senn oder ein Kurgast, das konnte ich bei meinem kurzen Gesicht nicht erkennen; meinen Zeiß hatte ich unten gelassen, da mir die Botanisierbüchse genug zu tragen gab. Ich fand bald die gesuchte Stelle, eine muldenartige Einsenkung, deren Seitenwände steil gegen einen flachen Grasboden abfielen, auf welchem nun eben die botanischen Seltenheiten stehen sollten. Ich blickte aufwärts und sagte mir, daß es hier ungemütlich werden müßte, wenn von dem Geröllfeld große Steine herabfielen. Aber der Botaniker im Hotel hatte mir gesagt, daß sich zwischen dem oberen Rand der Mulde und dem Geröll ein nicht sehr steiler Grashang ausdehne, auf dem fallende Steine in der Regel liegen blieben.

Ungefähr dreiviertel Stunden hatte ich, ins Suchen vertieft, im Grase gekniet, als mich einige herabfallende Steine aufblicken ließen; da sie kleinsten Kalibers waren, wendete ich meine Aufmerksamkeit sogleich wieder den Pflanzen zu. Mit einem Male aber ging über mir ein Gerassel und Gepolter los, als wollte der halbe Berg herabkommen. Größere und kleinere Steine sausten mir nur so um die Ohren, und mit Mühe gelang es mir, auf die Hände gestützt und aufwärts spähend, durch Hin- und Herdrehen des Kopfes dem schwereren Geröll auszuweichen. Nun aber folgten hintereinander zwei, drei halbzentnerschwere Blöcke. Ich sah den einen in gewaltigen Sätzen gerade auf mich zukommen. Mit einem verzweifelten Sprung rettete ich mich zur Seite, wurde aber im selben Augenblick von einem zweiten Block am linken Oberschenkel gestreift und über den Rand des Grasbodens hinausgeschleudert. Ich rollte etwa dreißig Meter weit auf dem steilen Abhang, dann glückte es mir auf die Füße zu kommen und mich nach links hinüber in schützende Bergföhren zu werfen, wo ich schwer atmend liegen blieb. Mein Oberschenkel schmerzte heftig, doch merkte ich bald, daß nichts gebrochen war. Als ich mir durchs Haar fuhr, zeigte sich Blut an den Fingern, und ich erinnerte mich nun, beim Abwärtsrollen den Kopf einmal heftig aufgeschlagen zu haben. Ich fühlte mich sehr erschöpft, und so blieb ich ungefähr eine halbe Stunde lang an der Stelle liegen, das Gesicht in die rauhen Zweige der Bergföhren gedrückt. Allmählich wich die Benommenheit von mir, und ich dachte daran, den Rückweg anzutreten. Ich stützte mich auf und blickte nach der Stelle zurück, wo ich in so großer Gefahr gestanden hatte. Doch was war das? Unmittelbar über der Mulde

erschien eben der Kopf eines Menschen, der, offenbar in liegender Stellung, abwärts blickte. Jetzt schob sich der Oberkörper etwas vor: ein Gegenstand in der Mulde schien das Interesse des Beobachters zu erwecken, vielleicht meine Botanisierbüchse, die, vermutlich ganz flachgedrückt, noch da oben liegen mochte. Nun hob sich der Mensch auf die Knie, indem er mit wanderndem Blick den Fuß des Berges absuchte. Ein federnder Sprung — und nun stieg er, immer sorgsam umhersuchend, in die Mulde hinab. Der Mann war — Joseph Imries. Ich gestehe Ihnen, meine Damen und Herren, daß ich in diesem Augenblick Furcht empfand. Daß dieser Mensch, von mir auf dem Wege des Unrechts ertappt und schwer beleidigt, die Blöcke losgelöst habe, um mich zu töten, das erschien mir als sehr wahrscheinlich. Was würde geschehen, wenn ich, meiner Glieder noch nicht recht mächtig, von ihm hier erspäht wurde? Noch ein paar Schritte, und er mußte mich sehen. Was war da zu tun? Das Gescheiteste war wohl, einen Mut an den Tag zu legen, an dem es mir in diesem Momente durchaus gebrach. Ich sprang auf meine Füße und schaute dem Mann, der eben auf den flachen Grasboden trat, fest ins Auge. Er fuhr zusammen, und nun stand er wiederum vor mir wie neulich am Brunnen, mit gesenktem Kopf und hängenden Armen, genau wie ein Junge, den man einer Buberei überführt hat. Ich stieg, meine Schritte messend, abwärts und befand mich bald auf freiem Terrain, das von unten überblickt werden konnte.

Als ich nach dem Mittagessen meinen Tischnachbar, den Rechtsanwalt Haller aus Zürich, mit dem ich schon Tags zuvor über Imries gesprochen hatte, beiseite nahm und ihm von meinem Abenteuer am Schafberg erzählte, so meinte er: „Die Sache scheint ernster zu sein, als ich neulich anzunehmen geneigt war; ich glaubte, daß Sie in Ihrer wohl begreiflichen Aufregung zu weit gehende Schlüsse gezogen hätten. Aber nein, hier handelt es sich offenbar nicht um eine Kette von Zufälligkeiten. Der Mensch ist gefährlich, und es ist unsere Pflicht, ihm das Handwerk zu legen.“ „Sie denken, daß ich beim Gericht Anzeige machen muß?“ „Das würde ich an Ihrer Stelle vorerst nicht tun. Daß Imries ein bübisches Vergnügen daran empfindet, andere Menschen in Gefahr zu bringen, das ist sehr wahrscheinlich, möglich auch, daß der Anblick von Leichen eine unnatürliche Lust in ihm wachruft. Derartige Scheusäligkeiten gibt's ja. Aber beweisen, wie man vor Gericht beweisen muß, läßt sich meines Erachtens nichts. Die Geschichte mit den Touristen belastet

ihn, gewiß; aber es bleibt ihm immer die Ausrede, daß ihn die Turner nach dem kürzesten Wege gefragt hätten, was sie aller Wahrscheinlichkeit nach wirklich getan haben. Ihr heutiges Erlebnis? Von einer Geröllhalde können immer Steine herabrollen. Wer hat gesehen, daß Imries die Blöcke gelöst hat? Was ich, verstehen Sie mich wohl, für äußerst wahrscheinlich halte. Der Kerl ist schlau genug, um sich auszureden. Zum Beispiel: ich bin beim Überqueren der Halde geglitten, habe mich nur mit Mühe festhalten können, und dabei ist das Geröll in Bewegung gekommen. Unwahrscheinlich — aber doch möglich! Was man tun muß, das ist: genau feststellen, unter welchen Umständen sich in den letzten Jahren hier Unfälle ereignet haben. Vermutlich wird so viel belastendes Material zutage gefördert werden, daß es im Verein mit den von Ihnen gelieferten Indizien dazu genügt, den Menschen hinter den Mauern eines Gefängnisses oder Irrenhauses verschwinden zu lassen. An Ihrer Stelle würde ich in erster Linie mit unserm Wirte reden, der ein verständiger Mann zu sein scheint und den Imries von lange her kennen muß." Das zu tun, hatte ich mir, wie gesagt, schon selber vorgenommen.

Unser Hotelier, Herr Aloys Ambühl, rechtfertigte in der Unterredung, die ich am Abend desselben Tages mit ihm hatte, das ihm gespendete Lob. Er sagte mir, er selbst habe seit dem Falle vom letzten Jahr ein unbestimmtes Mißtrauen gegen Imries nicht loswerden können, obwohl ihm dieser damals hoch und teuer versicherte, er habe den Fremden auf den guten Weg links hinauf gewiesen. Zu dem bestimmten Glauben, daß Imries imstande wäre, einen Menschen, nicht aus Fahrlässigkeit, sondern mit Überlegung in Todesgefahr zu locken, habe sich sein Argwohn allerdings nicht verdichtet, und es falle ihm auch jetzt noch schwer, mit dieser Möglichkeit zu rechnen. Imries stamme von braven Eltern, sei Mitglied der Korporation von Schlur, und sein Verhalten habe eigentlich nie zu Klagen Anlaß gegeben. Er sei ein ruhiger, etwas verschlossener Mensch, der allen lärmenden Vergnügungen aus dem Wege gehe. Der verstorbene Lehrer Oswald habe einmal gesagt, der Joseph sei der kurioseste Schüler, den er je gehabt habe, der sei dumm und gescheit zugleich. Er sei unfähig dazu, einen einfachen Gedanken in einen halbwegs klaren Satz niederzuschreiben; im Kopfrechnen aber sei er merkwürdig geschickt. Das Urteil des Lehrers gelte für den Imries noch jetzt. Wenn dieser die Zeitung lese, so buchstabiere er sich jedes Wort halblaut vor und nicht einmal eine Quittung könne er in rich-

tiger Weise aufsetzen. Anderseits sei er beim Kartenspiel kein ungefährlicher Gegner. Imries habe versucht, sich das Führer-Patent zu erwerben; er sei daran gescheitert, daß er gewisse Dinge, die ein Bergführer lernen müsse, einfach nicht zu begreifen imstande sei. Man habe ihn denn auch stets nur im Notfall, wenn andere Führer nicht aufzutreiben waren, als solchen gebraucht. In der Regel habe man ihn nur als Träger verwendet oder ihn auf ungefährlichen Wegen eine Strecke weit mitgehen lassen, damit er die Touristen davor bewahre, einen Seitenpfad einzuschlagen. Nach dem, was jetzt an den Tag gekommen sei, werde er, der Hotelier, tun, was in seiner Macht stehe, um zu verhindern, daß Imries noch irgendwie als Führer Verwendung finde. Er werde auch in bezug auf die Unfälle, die im Lauf der vergangenen Jahre in diesen Bergen vorgekommen seien, unter der Hand Nachforschungen anstellen. Sollte er dabei zu der Überzeugung gelangen, daß mein Verdacht begründet sei, so werde er nicht zögern, dem Gericht Anzeige zu machen, wobei er sich dann allerdings auf mein Zeugnis müsse berufen können. Einstweilen halte er es für das beste, den Herrn Pfarrer ins Vertrauen zu ziehen.

Wenige Tage nachher wurde ich durch ein Telegramm aus der Sommerfrische in meinen gewöhnlichen Wirkungskreis zurückberufen, und als ich einmal wieder im Berufsleben stand, trat mir der Fall Imries in den Hintergrund. Wie dann aber im folgenden Frühjahr ein guter Bekannter von mir in Geschäften nach Schlur hinauf reiste, bat ich ihn doch, sich bei Herrn Ambühl nach dem weitern Verlauf der Angelegenheit zu erkundigen. Er meldete folgendes: Imries habe sich nach dem Vorfall am Schafberg ungefähr eine Woche lang nicht blicken lassen; es hieß, er sei mit einer Ladung Viehsalz nach dem Hinter-Älpli gegangen. Der Ortsgeistliche sei, als ihm der Wirt von meinen Beobachtungen Kenntnis gab, aufs höchste erschrocken und habe einmal übers andere ausgerufen: „Das kann doch nicht sein! Ein Beichtkind von mir und ein Jüngling aus ehrlicher Schlurer Familie! Das ist unmöglich!“ Indessen habe der Geistliche doch versprochen, den Joseph sobald als möglich kommen zu lassen. Dieser müsse, falls er irgendwie schuldig sei, vor Gericht gehen und sich selbst anzeigen. Einige Tage, nachdem Imries wieder im Dorf aufgetaucht war, sei Herr Ambühl dem Geistlichen auf der Straße begegnet und habe ihn anhalten wollen. Der Pfarrer aber sei mit den Worten: „Ich habe keine Zeit, ich habe keine Zeit!“ in auffälliger Eile vorbeigegangen. Der Hotelier habe das Ge-

fühl gehabt, der Geistliche wolle es vermeiden, noch weiter von Imries zu reden. Möglich, daß der Pfarrer in der Beichte etwas erfahren habe, wovon er natürlicherweise nicht reden dürfte. An einem der folgenden Abende habe der Andreas Meyer in der Wirtschaft die Anwesenden gefragt, ob sie schon wüßten, daß der Joseph nach Deutschland hinaus reise. Es verlaute, sein Schulkamerad, der Christian, der auf einem Gut in der Nähe von Berlin Küher sei, habe ihm eine gute Stelle derselben Art auf einem benachbarten Gutshofe angetragen. Und wirklich: noch vor Ablauf der Woche ging Joseph Imries mit einem Reisebündel zur nächsten Bahnstation und fuhr weg. Nach einiger Zeit habe seine Schwester einen Brief erhalten, worin er sie bat, ihm einige Effekten nachzusenden. Der Ort aber, von woher der Brief kam, liege nach der Aussage des Posthalters weitab von Berlin und dem Wohnorte des Christian, nämlich irgendwo im Bayrischen. Seither verlaute, er habe seine Stelle an diesem Ort wieder aufgegeben. Wo er sich nun aufhalte, das wisse höchstens seine Schwester; diese aber vermeide es, vom Bruder zu reden.

Der Erzähler hielt inne. Einer der Hörer fragte: „Und das ist das letzte, was Sie von diesem Joseph Imries gehört haben?“ Nein, das letzte ist es nicht, nahm der Arzt wieder das Wort, indem er den Rauch seiner Zigarre in starken Wolken wegblies. Die Schweizer in unserer Gesellschaft erinnern sich wohl einer Mordtat, die vor etwa zwei Jahren im Luzernischen verübt wurde; die Sache ging damals durch alle Zeitungen. In einem etwas abgelegenen Hause wurde ein achtzehnjähriger Mensch in Abwesenheit seiner Eltern, die auf einer Wallfahrt nach Einsiedeln begriffen waren, des Nachts in bestialischer Weise ermordet. Der Totschläger muß sich abends durch den Stall in die Wohnung geschlichen und sich da verborgen gehalten haben. Ich verzichte auf Anführung weiterer Einzelheiten und erwähne nur zwei Dinge: In der offenen Kommode lag in einem Geldtäschchen eine Summe von etwa vierundzwanzig Franken, ein Goldstück und Silber. Der Mörder hat dieses Geld nicht angerührt. Ferner: der Mensch ist nach der Tat in den Keller gegangen und hat da ein Fäßchen mit Apfelwein entdeckt. Dieses hat er mit großer Mühe die steile Treppe hinauf geschleppt, hat sich ein Glas geholt und zu trinken angefangen. Das Quantum, das er getrunken, läßt darauf schließen, daß er mehrere Stunden lang in Gegenwart seines Opfers gezecht hat. Und kein Indizium, das auf die Spur des Täters geführt hätte; Polizeihunde, die jetzt so treffliche Dienste leisten, besaß man

damals in dieser Gegend noch nicht. So blieben alle Nachforschungen zunächst fruchtlos. Erst nach einigen Wochen lenkte sich der Verdacht auf einen Küher aus der Innerschweiz, der ein paar Tage nach der Tat seine Stelle plötzlich gekündet hatte, mit der Angabe, seine Schwester zu Hause sei erkrankt und er müsse heim. Das Gericht erließ gegen den Verdächtigen einen Steckbrief, der mir zufälligerweise vor Augen gekommen ist. Als Merkmale wurden angegeben: spitzer Schädel, niedrige, am untern Rand scharf abgesetzte Stirne, breite Backenknochen, braunroter Bart. Der Gesuchte war: Joseph Imries, gebürtig aus Schlur. Aufgegriffen hat man den mutmaßlichen Mörder meines Wissens noch nicht. — Wo wird ihn einst sein Schicksal ereilen? Man wird ihn festnehmen, ihn vor die Schranken eines Gerichtes stellen, und Bilder aus einer unserm Verständnis entrückten Welt der Finsternis und des Grauens werden die Gemüter der Männer, die zum Richten bestellt sind, bedrängen wie rätselvolle und nicht zu scheuchende Gestalten eines fürchterlichen Traumes. Und man wird von Sühne und Strafe reden, um den Abschluß dieses Daseins zu bezeichnen, den Akt, durch den sich die Menschheit von einem furchtbaren und bejammernswürdigen Geschöpf befreit, das sie, sich und ihm selbst zum Unglück, in ihrem Schoße erzeugt hat.

Die Saitenspiele

Parabel von **Johanna Siebel**

Drei Menschen, die beseelt waren von einem großen Suchen, erhielten von einem weisen Manne in fernem Lande drei Saitenspiele.

„Diese Instrumente", sagte der Weise, „sind befähigt, alle Töne, die durch das Weltall schwingen, aufzunehmen. Eine große und feine Liebe erbaute sie. Erkenntnis und Gewalt schlummern in ihnen. Erringt euch die Macht und übet darauf in Geduld. Verkünder herrlicher Freuden könnt ihr werden durch sie!"

Gütig schaute der Weise auf die Suchenden, und seine Finger überglitten noch einmal liebkosend die Saiten: „Höret den köstlichen Klang! Eure Instrumente sind auf den gleichen Ton gestimmt; nichts Falsches schwingt in ihnen. Das Leben wird euch in den gleichen Erscheinungen entgegentreten. In euren wollenden Händen und Herzen liegt die Erfüllung eurer Sehnsucht. Vertrauet,